

Toni Tholen

Männlichkeiten – Sorge/Care – Literatur/Kunst

**Vortrag am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung, Universität Bielefeld,
23. April 2024**

Das Themenfeld von Gender und Sorge/Care ist bereits seit Jahrzehnten im Fokus transdisziplinärer Forschung. Und gleichzeitig ist es aktueller denn je. Care ist eine der Schlüsselkategorien disziplinenübergreifender Forschung, wenn es darum geht, gesellschaftliche und kulturelle Transformationsprozesse anzuvisieren und wissenschaftlich mitzugestalten. Auch die Männlichkeitenforschung ist seit einigen Jahren bemüht, Männlichkeiten mit Fragen von Care zu konstellieren (vgl. etwa Tholen 2011, 2015, 2018a, 2020, Scholz/Heilmann 2017, 2019, Dinges 2020, Baumgarten/Lengersdorf/Meuser 2020). Im soziologischen Diskurs hat sich das Konzept der „caring masculinities“ (Gärtner/Schwerma/Beier 2007, Scambor et al. 2014, Elliott 2016) herausgebildet, das seit einiger Zeit intensiv diskutiert wird. Der Schweizerischen Arbeitsgruppe Transformation von Männlichkeiten (2021) zufolge schreiben immer mehr Männer Sorgetätigkeiten positiv in ihr Selbstkonzept ein und sind dafür (zumindest auf der Einstellungsebene) bereit, weniger Zeit mit Erwerbsarbeit zu verbringen und sie dadurch in ihrer Bedeutung zu relativieren. Damit stellen sie eine zentrale Säule bürgerlich patriarchaler Männlichkeit in Frage (vgl. Maihofer 2021, 43). Und gleichzeitig bergen fürsorgliche Männlichkeiten mit entsprechender affektiver Disposition ein nicht zu unterschätzendes Transformationspotenzial. Gleichzeitig ist das Konzept „caring masculinities“ in seiner etwa von Karla Elliott und anderen intendierten Normativität kritisch zu hinterfragen. (Familiale) Sorgebeziehungen stehen nicht *tel quel* außerhalb patriarchaler Macht- und Anerkennungsbeziehungen (vgl. Tholen 2019, 204-219). Im Gegenteil, die „affirmative Stilisierung neuer Männlichkeit“ (Luterbach/Thym 2021, 264), die im Plädoyer für ‚caring masculinities‘ mitschwingt, behindert in mancher Weise eher eine vertiefte und nachhaltige (Selbst-)Kritik an männlicher Herrschaft, als dass sie sie fördert. Ich möchte im Folgenden vorschlagen, sorgende Männlichkeiten mit einem Begriff Étienne Souriaus (2009/dt. 2015, 206) als *trajet*, d.h. nicht als etwas Fixes, sondern auf dem Weg Befindliches oder als ein Unterwegssein zu betrachten (vgl. aus soziologischer Perspektive auch Heilmann 2019, 193). Männlichkeiten im Sinne eines transformativen Anderswerdens in den Blick zu nehmen, heißt, sie innerhalb eines existenziell-dialektischen Prozesses zu entfalten – hier unter dem besonderen Aspekt von Care.

Kritische Männlichkeitsforschung geht davon aus, dass sich Männlichkeit ihrer Herrschaftsförmigkeit nur im Prozess eines ernstgemeinten und geduldigen Eingedenkens seitens der Subjekte, die sie fortwährend reproduzieren, zu entwinden vermag. Transformationen werden nicht allein mit Forderungen und neuen Konzepten auf den Weg gebracht, sondern vor allem auch durch das Offenlegen von Persistenzen und das (selbst)kritische Benennen von Rückschlägen, von Blockaden und Selbstermächtigungen, die einem oft erst später und manchmal schockhaft, dann bisweilen mit Scham und Schuldgefühl verbunden, zur Erfahrung werden. Und darüber hinaus auch durch Beherztheit, Kreativität und Zukunftssinn. Dass es auf dem Weg einer möglichen Transformation von Männlichkeit/en allerdings auch große Hindernisse gibt, zeigen zahlreiche ältere und neuere Analysen der Geschlechterforschung auf; für die kritische Männlichkeitenforschung sind hier vor allem Pierre Bourdieus Einsicht in den geschlechtlich-männlichen „Habitus“ (Bourdieu 1998/dt. 2005) zu nennen und Andrea Maihofers an die kritische Theorie sowie an Foucault anschließender Aufweis von Männlichkeit als „Existenzweise“ (Maihofer 1995), die sich seit der Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft vornehmlich im heteropatriarchalen Subjekt Gestalt und Form gibt. Die gegenwärtige Situation ist gekennzeichnet von einer großen Spannung zwischen Transformationsbemühungen im Sinne eines Wandels von Männlichkeiten (auch auf non-binäre Existenzweisen hin) und massiven gesellschaftlich-kulturellen Resouveränisierungsstendenzen (vgl. Tholen 2023).

Ich möchte heute dem soeben skizzierten existenziell-dialektischen Verhältnis von Männlichkeiten und Sorge/Care auf zwei Ebenen weiter nachgehen. Erstens auf der Ebene dessen, was ich den *Hiatus* nenne, zweitens auf der Ebene dessen, was ich bereits in kleineren Publikationen *werk* genannt habe. Beide Ebenen bzw. Sachverhalte entwickle ich an der Literatur und am Schreiben entlang, wobei die Analysen und Überlegungen über den Bereich der Literatur hinausdrängen. Den transdisziplinären Fokus meiner Überlegungen kann ich hier aufgrund der Zeit, die mir zur Verfügung steht, nur stichpunktartig aufflackern lassen.

Hiatus

Bruno Latour hat in seinem 2012 (dt. 2014) erschienenen Buch *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen* in Anknüpfung an Étienne Souriau verschiedene Modi der Existenz unterschieden und ihnen jeweils eigene Trajektorien zugewiesen, z.B. für die

Bereiche Politik, Recht, Technik, Religion und Fiktion. Die Kategorie Geschlecht bedenkt er nicht eigens. Nichtsdestotrotz lassen sich einige für die einzelnen Felder entwickelten Fragestellungen und Begrifflichkeiten auch auf die Existenzweise Geschlecht/Männlichkeit übertragen. Es geht Latour in Bezug auf alle Existenzweisen darum, jeweils vier Fragen an sie heranzutragen, unter anderem die nach dem ihnen jeweils spezifischen *Hiatus*. Damit ist die Frage verbunden, welche Hindernisse, Störungen, Negativitäten, Monstrositäten und Gegenkräfte innerhalb eines Existenzmodus bestehen, die auf dem Weg eines Anderswerdens (bei Latour 2014, 239: „Sein-als-anderes“) auftreten und identifiziert, bearbeitet, überwunden werden müssen, um nicht länger den erfahrungsverkürzten Fehlentwicklungen moderner, westlicher Weltzugänge aufzusitzen. Nur dieses eine Latoursche Theorieelement aufgreifend, buchstabiere ich im Folgenden den *Hiatus* für eine Existenzweise *Männlichkeit* aus, insofern sie sich als sorgende in Erfahrung bringt. Ich orientiere mich dabei primär an ausgewählten Texten der Gegenwartsliteratur.

Caring Masculinities sind nicht einfach nicht-hegemonial. Sie sind nicht schon, weil sie Fürsorglichkeit ins Zentrum stellen, liebevoll, zugewandt und altruistisch. In letzter Zeit erscheinen mehr und mehr Bücher von männlichen Autoren, die sich z.T. im Sinne einer ‚Kritischen Männlichkeit‘ auf den Weg machen, ihre eigenen Prägungen als Männer in Erfahrung zu bringen. Diese Autoren (auf einige werde ich gleich näher eingehen) erzählen, oftmals im Modus der Autofiktion, an ihrer eigenen Lebensgeschichte entlang und beleuchten dabei bestimmte Schlüsselereignisse, indem sie danach fragen, von wem und durch was sie geprägt worden sind, welche gesellschaftlich-familiären Umstände sie umgaben bzw. noch umgeben, was sie schon als Kinder unbewusst in sich aufgenommen haben und sich in der Gegenwart des Erzählens und Schreibens auswirkt auf die eigene Existenz im Hier und Jetzt. Die Autoren bzw. Erzähler-Schreiber bleiben dabei aber nicht stehen. Sie versuchen, im und durch das Schreiben den männlichen Habitus, das patriarchale Geflecht, in das sie (noch immer) eingewickelt sind, einerseits kritisch-reflexiv und d.h. immer auch nachträglich in Erfahrung zu bringen, andererseits sich diesem auch zu entwinden. Sie möchten anders sein, sie möchten die noch in ihren Vätern (und auch z.T. in ihren Müttern) vorhandene patriarchale Formierung hinter sich lassen, sie möchten in gleichberechtigten Beziehungen leben, sie übernehmen Care-Aufgaben, z.B. in Bezug auf die eigenen Kinder, in wesentlich größerem Umfang als die Generation ihrer Väter. Die Bücher zeugen von einer ernsthaften Auseinandersetzung, einem Ringen mit ‚Männlichkeit‘, dabei

sind sie nicht rein narrativ, sondern essayistisch, bedingt auch durch das Einfließenlassen von Erkenntnissen aus den Gender Studies (sie lesen Autor:innen von (queer)feministischen Sachbüchern und Belletristik). Die Autoren bezeichnen sich bisweilen explizit als Feministen. Die Bücher sind überdies notataft-abbrechend, weil sie den Alltag des Erzählers-Schreibers und Beziehungsmannes einholen; ein Alltag, der von Unterbrechungen geprägt ist, von ganz verschiedenen Anforderungen, Abhängigkeiten, von diametral entgegengesetzten Gefühlslagen und disruptiven Ereignissen. Der Weg dieser selbstreflexiven männlichen Autoren zu einem Sein-als-Anderer ist gepflastert mit Hindernissen, er weist Ritzen, Risse und Spalten auf, bisweilen Löcher und Abgründe. Das macht sie aber nicht zu Abenteurern, sondern zu Subjekten ohne Vorbildfunktion. Mit anderen Worten: Ihre Texte sind ‚Steinbrüche‘ (Christian Dittloff 2023) für die Reflexion von Männlichkeit, einer Reflexion, die sich zwischen dem Wunsch nach Veränderung und der Einsicht bewegt, diese Veränderung nicht allein in der Hand zu haben. Hieran müssten sich nun weitreichende Überlegungen über das Verhältnis von Subjektivierung bzw. subjektiver Handlungsebene und Struktur anschließen. Das aber ist ein zu großes Thema für diesen kleinen Vortrag. Ich möchte im Kleinen bleiben, und nun ein paar Risse, Hindernisse und Abgründe auf dem Weg zu einer möglicherweise anderen männlichen Existenzweise benennen.

Als erstes eine starke Emotion: Wut. Der enge Konnex von Männlichkeit und Wut springt durch die Entwicklung der globalen gesellschaftlich-politischen Entwicklung ins Auge. Die von Michael Kimmel (2013) analysierten *Angry White Men* in den USA haben sich in den letzten Jahren global und auf ganz unterschiedlichen Ebenen hörbar gemacht. Trumps Aufstieg zum Präsidenten und seine andauernde Präsenz, ja seine latente Drohgebärde ist die Allegorie eines patriarchalen ‚Bocksgesangs‘ (B. Strauß), der auch den sog. Westen durchtönt. Rechter Populismus und Extremismus legieren seit geraumer Zeit patriarchale Männlichkeit und Wut neu, ausgehend von der Diagnose einer „thymotischen Unterversorgung“ (Marc Jongen). Darauf verweist Johannes F. Lehmann in einer neueren Arbeit (Lehmann 2021, 103) auf der Basis einer von ihm 2012 vorgelegten literatur- und kulturgeschichtlichen Studie über Wut (vgl. Lehmann 2012). Das Spektrum dieser Legierung reicht aber weit über das rechte Milieu hinaus. Wut als „Umkehrschub-Energie“ (Lehmann 2012, 496) von (gefühlter) Ohnmacht in Macht ereignet sich auch im Spektrum gendersensibler, veränderungsbereiter intellektueller Männlichkeit. Heinz Helles Roman *Wellen* (2022) und Paul Brodowskys Roman *Väter* (2023), beides explizite Reflexionstexte über Männlichkeit, legen davon Zeugnis ab. Bei ihnen taucht

Wut im Zusammenhang des familialen Alltagsgeschehens eruptiv auf. Vor allem bezogen auf Situationen, in denen der Ich-Erzähler sich als caretätiger Vater zur Darstellung bringt. Es sind Situationen, in denen er innerlich ausrastet. Bei Helle etwa anlässlich der Schilderung einer Szene, in der er in einer kalten Nacht die Kinder zudeckt. Da heißt es: „Und jedes Mal, wenn sie [die Kinder] husten, schrecke ich wieder hoch, mein Herz rast, und ich spüre eine Wut auf das Geräusch. Ankündigung eines Scheiterns, Fehlermeldung eines der beiden ab und zu scheinbar meinen einzigen Lebenszweck darstellenden Körper [...]“ (Helle 2022, 44). Die Wut rast und vermischt sich im Anschluss mit anderen Gefühlszuständen.

Bei Brodowsky finden sich eingestreut in die realistischen Erzählpassagen einmontierte Traumsequenzen des Ich-Erzählers. Eine davon berichtet davon, wie der Ich-Erzähler Paul, Vater von zwei Kindern, in ihr Zimmer geht und mit der Axt das ganze Mobiliar mitsamt dem Spielzeug kurz und klein schlägt (vgl. Brodowsky 2023, 165f.). Der Traum zeugt von Pauls Übernahme der Wut- und Gewaltdisposition des eigenen Vaters (der Vater war während des NS Zögling einer NAPOLA und nach dem Krieg Chemieprofessor), die er imaginär und bisweilen real (dann natürlich viel weniger destruktiv) seinen eigenen Kindern gegenüber spürbar macht. Bei Brodowsky legieren sich Destruktions- mit Autodestruktionsphantasien. Bei Helle kommt zur Ambivalenz von Selbstbehauptung, Selbsthass und -ekel noch Selbstmitleid hinzu, das jedoch nicht einfach erzählt, sondern reflektiert wird, auch in Bezug auf die eigene Schreibzeit und den eigenen Schreibraum. In diesem emotionalen Hin und Her bildet sich bisweilen eine Abwärtsspirale, die viel Energie wegnimmt für die Entwicklung einer von positiver Zuwendung geprägten männlichen Existenzweise.

Halten wir fest: Die Bewusstmachungsarbeit ist Teil des Männlichkeit Schreibens, das in der insbesondere bei Helle vorzufindenden Ausgestaltung eine komplexe Konstellation meint: Die Careanforderungen an den schreibenden bzw. erzählenden Vater verstricken ihn in ein vielfältiges und widersprüchlich-ambivalentes Geflecht von Gefühlen, Selbstzuwendungen und -wahrnehmungen, Handlungen und Phantasien. Die Männlichkeitstextur offenbart ein *affektives Gleiten*, dessen eines Ende mit dem Wunsch verbunden ist, durch Liebe und Zuwendung ein anderer Mann zu werden, dessen anderes Ende mit der Angst zusammenfällt, im Sein für andere, d.h., in konkreten fürsorglichen Tätigkeiten zu verschwinden und als Autor/als Mann bedeutungslos zu werden (vgl. Helle 2022, 28).

Die Wut kann als ein zentraler Hiatus auf dem Weg der Transformation männlicher Subjektivität bezeichnet werden, weil sie, wie bell hooks gezeigt hat, das affektive Gefäß der

fortwährenden Reproduktion patriarchaler Gewalt ist. Nach hooks ist die Wut das einzige Gefühl, das das Patriarchat an Männern schätzt: „Echte Männer werden wütend.“ (hooks 2004/dt. 2022, 23) Solange also die Wut als patriarchales Gefühl par excellence in Männern wütet, ist es ihnen nur schwer möglich, die oben skizzierten affektiven Risse und Abgründe im Selbst zu schließen.

Der Riss im männlichen Selbst vollzieht sich aber noch auf anderen Ebenen. Ein Problem vieler autofiktionaler Texte von Autoren, die sich mit Männlichkeit und Sorge/Care auseinandersetzen, ist bei allem Raum, dem sie der Schilderung fürsorglicher Tätigkeiten nicht nur im familialen Umfeld, sondern auch darüber hinaus auf der Ebene von Freundschaft, Beruf und sozialem Engagement widmen, die ausgeprägte Selbstbezüglichkeit eines männlichen Ich, das sich in derartigen Schreibprojekten ausgiebig um sich selbst sorgt. Ich bin nicht der Ansicht, dass männliche Selbstsorge, die kritische Männlichkeit ja allererst ermöglicht, per se zu kritisieren ist. Gleichwohl ist in den Texten, in denen dies geschieht, nicht selten zu viel Sorge um den eigenen Bedeutungsverlust am Werk, zu wenig ist von den Partnerinnen die Rede, mit denen zwar familiale Aushandlungen getätigt werden, von denen man erfährt, dass sie auch schreiben oder einem anderen zeitintensiven Beruf nachgehen. Aber sie und ihre Arbeit erhalten in den Texten wenig Raum, sie haben kaum eine Stimme, mit anderen Worten: die erzählende, schreibende männliche Subjektivität ist wenig dialogisch, sie ist wenig bereit, die Frage nach der eigenen Bedeutsamkeit mit der Frage nach der Bedeutsamkeit (der Arbeit) der Partnerin zu verbinden. Das Erschreiben einer geteilten Bedeutsamkeit der beruflichen wie privaten Existenzweise wäre aber möglicherweise eine ästhetisch-ethische Praxis, die den Hiatus männlicher Monologizität, männlicher Selbstwirksamkeitserwartung und des damit verbundenen, lähmenden affektiven Gleitens auf Dauer überwinden könnte. Dazu wäre aber eine Erweiterung des männlichen Wahrnehmungshorizontes über den homosozialen Anerkennungskosmos hinaus nötig. Männer tun sich gerade im Rahmen von (Selbst-)Sorgepraktiken schwer, die Frage nach der eigenen Bedeutung zumindest zeitweise zu inhibieren. Das ist u.a. auch aus den Studien Walter Erharts zur Geschichte des Sich-selbst-Vergleichens männlicher Autobiographen zu lernen (vgl. Erhart 2020, 191-290).

Caring Masculinities werden noch mit einem weiteren Hiatus konfrontiert, mit den unterschiedlichen Formen und Praktiken der Sorglosigkeit. In dem Kapitel *Sorgen* meines gegenwärtigen Buchprojekts über den norwegischen Autor Karl Ove Knausgård arbeite ich in

Bezug auf den ‚autobiographischen Raum‘ (als solchen fasse ich das Werk Knausgårds, vgl. zum Terminus Lejeune 1975/1994 und Tholen 2018b) eine triadische Konfiguration von Fürsorge, Selbstsorge und Sorglosigkeit heraus. Die Sorglosigkeit erweist sich als der Abgrund der Sorge. In *Min kamp* (2009-11)¹ sehnt sich der schreibende Familienvater und Ehemann Knausgård immer wieder nach Phasen des Rückzugs und der Abgeschiedenheit. Er möchte nicht nur für andere, sondern sich auch um sich selbst sorgen, u.a. mit dem Ziel der Selbsttherapie (vgl. dazu Rohde 2021, 99-106). Jedoch geht das autobiographische Begehren weiter, es überschreitet phasenweise die Selbstsorge in die Sorglosigkeit. Die Überschreitung vollzieht sich durch eine Entgrenzung des Selbst. Die literarische Arbeit treibt das Ich zeitweise in die Ausschweifung, in den Exzess, in die Exzedierung des Lebens. Der Schwellenmoment dafür ist das Alleinsein, die räumlich-zeitliche Abtrennung: „Sobald ich allein war, verloren andere Menschen jedoch jegliche Bedeutung für mich“, heißt es in *Lieben*, dem zweiten Band von *Min kamp* (Knausgård 2013, 87). Eine Selbstzuwendung muss keineswegs eine solche Radikalität annehmen. Bei Knausgård findet sie aber in genau dieser Radikalität statt. Sie konkretisiert sich in einer Vergleichgültigung gegenüber den Menschen in seiner Umgebung, aber auch gegenüber sich selbst. Und sie wird als ‚Nacht‘ und als ‚Dunkelheit‘ metaphorisiert. Als einem geistigen Mentor auf einem solchen Weg ins Dunkle, in die tiefste Einsamkeit, in den (Selbst-)Verlust war der mit dem Autor identische Protagonist Karl Ove im Studium schon Maurice Blanchot begegnet. Dessen Essay über den *Blick des Orpheus*, den er verinnerlicht, ist nichts anderes als eine meditative Einübung in die Exzedierung des Lebens.

Im Blick des Orpheus auf Eurydike entspringt nach Blanchot die Freiheit als Entscheidung, sich von der Sorge um andere, um sich selbst wie ums Werk vollkommen zu lösen. Der sich so einstellende Augenblick der Sorglosigkeit ist zugleich der Augenblick der Inspiration. Er wird mit dem „Wesen der Nacht“ verbunden. Das Begehren nach Inspiration, um deren Möglichkeit es Blanchot in seinem Essay geht, ist also konstitutiv mit Sorglosigkeit verbunden. Übertragen auf Knausgård bedeutet der Gedanke: Im nächtlichen Rückzug – Knausgård schreibt auch regelmäßig nachts – folgt Karl Ove seinem Begehren und überschreitet die Grenzen der Sorge radikal. Alles wird gleichgültig angesichts eines Freiheitsgewinns, der einzig auf den Inspirationspunkt des Schreibens gerichtet ist. Das heißt:

¹ In der deutschen Übersetzung heißen die sechs Bände des autobiographischen Romanzyklus anders: Sterben, Lieben, Spielen, Leben, Träumen und Kämpfen, erschienen zwischen 2011 und 2017.

Konkrete soziale Beziehungen verschwinden aus dem Bewusstsein, es geht auch nicht mehr um das Ich selbst, sondern nur um den Schreibvorgang, der ein Sich-Verlieren ist. Noch mehr: Freiheit ist die Bereitschaft, Opfer zu bringen, sich von anderen loszureißen, sich selbst zu exzedieren. Die mit der Freiheit einsetzende Sorglosigkeit hat nur das Hinter-sich-lassen vor sich. Wenn Blanchot in seinem Essay darauf insistiert, dass ein freies, inspirationserfülltes Schreiben nur in der „Bewegung des Schreibens“ (Blanchot 2012, 182) stattfinden kann, d.h., innerhalb eines *immer schon* stattfindenden und – hinzuzufügen ist – eines *immerzu* stattfindenden Schreibens, dann ist damit nicht nur eine „Widersprüchlichkeit“² bezeichnet, sondern vor allem auch eine manische Disposition artikuliert. Und in der Tat: Bei Knausgård wird das Schreiben im Zustand der Sorglosigkeit zur Manie. Es ist, als ob die in der Gleichgültigkeit gegenüber allen und allem erreichte Schreibinspiration ein Dauerbegehren stützen würde, das in einer Dauerproduktivität, einer Dauerleistung Gestalt annimmt (vgl. zum Folg. Tholen 2019, 217-219). Die Sehnsucht, so oft wie möglich allein zu sein, die Entscheidung, nachts aufzustehen, um vor dem Aufstehen der Familie schon möglichst viel geschrieben zu haben, schließlich: die Produktion hunderter von Seiten in kurzen Zeitabschnitten belegen nicht nur den Moment von Inspiration und Freiheit, sondern genauso den überbordenden, männlichen Leistungszwang. Dieser hat kapitalistische Züge, insofern er, wie Brigitte Aulenbacher, Almut Bachinger und Fabienne Décieux (2015) betonen, in dem Maße Sorglosigkeit ist, wie er nur im Dienst von abstraktem Wachstum und phantasmatisch-symbolischem Kapitalzuwachs steht. Im Zustand der kapitalistischen Sorglosigkeit ist das Subjekt gleichgültig gegenüber jeder Art lebenszugewandter, sorgender Tätigkeiten, auch in Bezug auf sich selbst. In der zwanghaften Produktion exzediert das männliche Subjekt sein Leben. Es wird darin aber auch freudlos, negativ, entsagend und einsam. An Fredrik Ekelund schreibt Knausgård: „Ich bin jemand, der sich Dinge versagt, der nein zu Dingen sagt, und wenn ich auch gern über das [...] lebhaftes Treiben auf der Welt lese, in dem es eine Fülle an Menschlichem [...] gibt, so ist es doch keine Welt, in der ich leben könnte [...] ich wende mich ab, sehne mich danach, allein zu sein [...].“ (Knausgård/Ekelund 2018, 11) In dieser leistungsbesessenen Abwendung vom Leben zeigt sich etwas, das im todesaffinen, ästhetizistischen Sorglosigkeitsdenken Blanchots invisibilisiert wird: das ununterbrochene Fortwirken männlicher Egomane, auch und gerade dort, wo das Ich zum

² „In dieser Widersprüchlichkeit haben auch das Wesen der Schrift, die Schwierigkeit der Erfahrung und der Sprung der Inspiration ihren Platz.“ (Blanchot 2012, 182)

Verschwinden gebracht werden soll. Sorglosigkeit ist im autobiographischen Raum Karl Ove Knausgård's der Hiatus eines schreibenden männlichen Anderswerdens im Zeichen von Fürsorge und Selbstsorge.

werk

Transformatives Potenzial haben sorgende Männlichkeiten im Bereich von Literatur und Kunst und möglicherweise darüber hinaus erst dann, wenn sie den ihnen inhärenten Hiatus patriarchaler Affekte und Dispositionen in seiner Abgründigkeit realisieren und hinterfragen. Der männliche Sehnsuchtsreflex eines radikalen Sich-Losreißen, einer Flucht in die Vereinzelung und Einsamkeit, eines radikalen Hinter-sich-lassens sozial-familialer Involvierung (nichts anderes meint Martin Heideggers Existenzial des „Seins zum Tode“ (Heidegger 1927/1984, 260-267) als Marker einer maskulinistisch-curaischen, vollkommen lieblosen Souveränität) reproduziert in der ästhetischen Praxis stets noch eine „Solitär-Poetik“ (Tholen 2020, 63), die sich den sichtbar werdenden Versuchen von männlichen Autoren/Künstlern, den an sie gerichteten Careanforderungen lebenspraktisch und ästhetisch gerecht zu werden, diametral gegenüberstellt.

Was sich im Bereich von Literatur und Kunst gewiss ändern müsste, um eine solche, zukunftslose Konfrontation zu vermeiden, ist ein bestimmter Konnex von Männlichkeit und Werk. Es ist die Art und Weise, wie sich das männliche Selbst ins Werk setzt, im Werk hervorbringt, ich meine die sich auch in Gegenwartstexten noch vollziehende männliche Selbstschöpfung, die Megalomanie – in Brodowskys Buch *Väter* als „Brodowsky Exceptionalism“ (Brodowsky 2023, 272) benannt, im Falle Knausgård's mit David Foster Wallace' Formel „big man/big book“³ treffend auf den Punkt gebracht. Es ist der scheinbar endlose Prozess dessen, was Virginia Woolf schon 1928 in *A Room of One's Own* so helllichtig das große, vertikal aufgerichtete ‚I‘ (Ich) in den Texten von Männern nennt. Woolf bezeichnet den Buchstaben ‚I‘ als Schatten, in dem alles andere, auch die Menschen der nächsten Umgebung des männlichen Ich, gestaltlos wie Nebel sind: „the worst of it is that in the shadow of the letter ‚I‘ all is shapeless as mist (Woolf 1928/2019, 117). Das ‚I‘ dominiert, es spielt seine männliche Überlegenheit aus, immerzu, in endlosen Werk(re)produktionen wird

³ “David Foster Wallace once made the connection *big man/big book* explicit by referring to himself, William Vollmann, Jonathan Franzen, and Richard Powers as the school of ‚white male novelists over six feet‘ [...], suggestively affiliating large books and bodies with ‚maleness‘” (van de Ven 2020, 301)

das männliche Ich (wieder)aufgerichtet, in die Vertikale gebracht. In der Gegenwart befestigt etwa Peter Sloterdijk eine solche männliche Hegemonialpraxis poeto-philosophisch als „Anthropotechnik“ (vgl. Sloterdijk 2011). Knausgård als involvierter Familienmann ringt schreibend um die Vertikalausrichtung.

Es gibt aber auch andere Tendenzen und Praktiken. Solche, die eher dem entsprechen, was ich *werk* nenne (vgl. Tholen/Lübs 2019). Praktiken von vielen, vielfältige, vielgeschlechtliche Praktiken, die sich auf dem Weg zu einem anderen Habitus machen. Es sind keine Praktiken vertikaler Ich-Aufrichtung, sondern solche der Neigung, der Zuneigung, der Zu- und Hinwendung. Diese inklinatorischen Praktiken (von denen Adriana Cavarero einige in einem schönen Buch (2014/engl. 2016) kulturhistorisch und philosophisch freigelegt hat) verbinden sich mit- und untereinander und sie formen sich nicht zum großen Werk eines Einzelnen, sondern sie sind dialogisch, polylogisch, ‚sympoietisch‘, ‚symbiontisch‘ (harawayisch)⁴ etc. Diese vielfältig sich vernetzenden Praktiken sind, wenn sie als Schreibpraktiken erscheinen, klein, notizhaft, abbrechend, augenblicklich, a-narrativ, „Steinbrüche“, wie Christian Dittloff sie in seinem Buch *Prägung. Nachdenken über Männlichkeit* (2023, vgl. auch Tholen/Lübs 2019, 31) metaphorisch nennt. Sie sind explizit auf die andere/den anderen gerichtet, an andere adressiert, sie verbinden, verbünden sich mit ihnen, sie lassen ihre Stimmen hörbar werden, sie nennen sie beim Namen, und sie wenden sich ihnen schreibend zu. Und all dies zum einen in der Gewissheit, dass *werk* nicht(s) von einem allein ist (Tholen/Lübs 2019, 42); zum anderen in der allmählichen Verwirklichung der Lust, nicht zu herrschen, sondern zu teilen (Tholen/Lübs 2019, 49).

Wenn sich in Texten von Männern ein solches Verständnis artikuliert, und verschiedentlich ist dies der Fall, stellen sich Geschlecht/Männlichkeit und Poetik in einem anderen Licht dar. Die Selbstgewissheit verfliegt, das Wissen weicht einem Suchen, das Schreiben selbst wird zu einem dauernd neu ansetzenden spannungsreichen Geflecht von Selbst- und Fürsorge. Als ein solchermaßen *curaisches Schreiben* verschieben sich die Bezüge, die Geneigtheiten, die Sorge selbst wird zu einem ästhetischen Sorgen, z.B. für einen geschlechtlich und intersektional sensiblen, entsprechend erweiterten Kanon, der den Prozess der Sichtbarmachung und Anerkennung intellektueller Arbeit erheblich ausdehnt, vor allem auch auf die Arbeiten von Autorinnen/Künstlerinnen.

⁴ Angespielt wird auf Gedanken von Donna J. Haraway 2016/dt. 2018.

Ferner wird die konkrete Schreibpraxis im Rahmen eines curaischen Schreibens zu einer intermittierenden, d.h. sie unterbricht sich, sie hält an, um andere, etwa familiäre Sorgetätigkeiten verrichten zu können (vgl. Tholen/Lübs 2019, 37, 42); und vor allem die männlichen Schreibenden entwickeln dazu ein neues, nicht mehr idiosynkratisches Verhältnis. Das heißt, sie definieren nicht länger Schreiben und intellektuelle, aber auch andere sog. produktive Arbeit als absolute, losgelöste, „heilige“ Arbeit, sondern sie schreiben von vornherein auch im Modus des Nicht-Schreibens, der Unterbrechung. Das muss nicht heißen, nicht weiter über ungestörte Zeit und über einen eigenen Raum zu verfügen, es bedeutet eher, die Bedeutungsdimension anderer (Care-)Tätigkeiten, aber auch die von horizontalen Beziehungen und Beziehungsarbeit über das homosoziale Mehrwertspektrum hinaus mehr und mehr anzuerkennen und zu kultivieren.

Mit diesen skizzenhaften und mit anderen, verwandten Gedanken zu *werk* wird es vielleicht in Zukunft möglich sein, Literatur und Kunst nicht mehr gegen sogenannte reproduktive Care-Tätigkeiten auszuspielen (vgl. Tholen/Lübs 2019, 19), wie es männlicherseits noch oft geschieht. Vielleicht wird es mehr als bisher möglich sein, die ästhetische Praxis – jedoch anders als im Foucaultschen Referenzrahmen antik-patriarchaler Lebenskunst – als eine spezifische Form von Sorge zu betrachten (vgl. Tholen/Lübs 2019, 23) und gleichzeitig Caretätigkeiten einen eigenen ästhetisch-ethischen Wert zuzuschreiben. Und damit ginge es dann um die Anknüpfung an andere Traditionen, an solche westlichen und nicht-westlichen, die der täglichen (Selbst-)Erhaltung und Beziehungsarbeit mehr ästhetische Dignität verleihen.

Literatur

AG Transformationen von Männlichkeiten (Hg.): Zeitdiagnose Männlichkeiten Schweiz. Zürich, Genf 2021.

Aulenbacher, Brigitte, Bachinger, Almut, Décieux, Fabienne: Gelebte Sorglosigkeit? Kapitalismus, Sozialstaatlichkeit und soziale Reproduktion am Beispiel des österreichischen „migrant-in-a family-care“-Modells, in: Kurswechsel 1/2015, S. 6-14.

Baumgarten, Diana, Lengersdorf, Diana, Meuser, Michael: Caring Masculinities? Zum Wandel (des Verständnisses) väterlicher Verantwortung, in: Buschmeier, Anna, Zerle-Elsäßer, Claudia (Hg.): Komplexe Familienverhältnisse. Wie sich das Konzept ‚Familie‘ im 21. Jahrhundert wandelt. Münster 2020, S. 63-86.

Blanchot, Maurice: Der Blick des Orpheus, in: Ders.: Der literarische Raum. Hg. v. Marco Gutjahr. Zürich [franz. 2007] 2012, S. 177-182.

Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M. [franz. 1998] 2005.

Brodowsky, Paul: Väter. Roman. Berlin 2023.

Cavarero, Adriana: Inclinations. A Critique of Rectitude. Stanford 2016 [it. 2014].

Dinges, Martin (Hg.): Männlichkeiten und Care. Selbstsorge – Familiensorge – Gesellschaftssorge. Weinheim 2020.

Dittloff, Christian: Prägung. Nachdenken über Männlichkeit. Berlin, München 2023.

Elliott, Karla: Caring masculinities: theorizing an emerging concept, in: Men and Masculinities 19 (2016), H. 3, S. 240-259.

Erhart, Walter: „Jeder soll werden wie er.“ Auf der Suche nach Individualität im 19. Jahrhundert, in: Arlinghaus, Franz-Josef, Erhart, Walter, Gumpert, Lena, Siemianowski, Simon: Sich selbst vergleichen. Zur Relationalität autobiographischen Schreibens vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bielefeld 2020, S. 191-258.

Erhart, Walter: Warum mich anders schreibe. Grenzen des Sich-Selbst-Vergleichens im 20. Jahrhundert (mit einem Postskriptum zur Gegenwart), in: Arlinghaus, Franz-Josef, Erhart, Walter, Gumpert, Lena, Siemianowski, Simon: Sich selbst vergleichen. Zur Relationalität autobiographischen Schreibens vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bielefeld 2020, S. 259-290.

Gärtner, Marc, Schwerma, Klaus, Beier, Stefan: Fostering Caring Masculinities. Documentation of the German Gender Expert Study. Berlin 2007.

Haraway, Donna J.: Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän. Frankfurt, New York [engl. 2016] 2018.

Heidegger, Martin: Sein und Zeit [1927]. Tübingen 1984.

Heilmann, Andreas, Scholz, Sylka: Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten?, in: Feministische Studien 35 (2017), H. 2, S. 345-353.

Heilmann, Andreas: Strukturübungen antiimperialer und antipatriarchaler Lebensweisen? Zum Transformationspotenzial von Caring Masculinities, in: Scholz, Sylka, Heilmann, Andreas (Hg.): Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München 2019, S. 187-200.

Helle, Heinz: Wellen. Roman. Berlin 2022.

hooks, bell: Männer, Männlichkeit und Liebe. Der Wille zur Veränderung. München [engl. 2004] 2022.

Kimmel, Michael: Angry White Men. Die USA und ihre zornigen Männer. Zürich [engl. 2013] 2015.

Knausgård, Karl Ove: Min kamp 1-6. Oslo 2009-2011.

Knausgård, Karl Ove: Lieben. Roman. München [norw. 2009] 2013.

Knausgård, Karl Ove, Ekelund Fredrik: Kein Heimspiel. München 2018.

Latour, Bruno: Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen. Berlin [franz. 2012] 2014.

Lehmann, Johannes F.: Im Abgrund der Wut. Zur Kultur- und Literaturgeschichte des Zorns. Freiburg i.Br., Berlin, Wien 2012.

Lehmann, Johannes F.: Zorn, Wut, Männlichkeit. Zum Begriff des thymos bei den Neurechten und zur Dialektik der ‚Grenze‘, in: Lubkoll, Christine, Forrester, Eva, Sestu, Timo (Hg.): Fremdheit, Integration, Vielfalt? Interdisziplinäre Perspektiven auf Migration und Gesellschaft. Paderborn 2021, S. 93-126.

Lejeune, Philippe: Der autobiographische Pakt. Frankfurt a.M. [franz. 1975] 1994.

Luterbach, Matthias, Thym, Annika: Männer* und Feminismus. Plädoyer für einen emanzipatorischen Dialog, in: AG Transformation von Männlichkeiten (Hg.): Zeitdiagnose Männlichkeiten Schweiz. Zürich, Genf 2021, S. 241-273.

Maihofer, Andrea: Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. Frankfurt a.M. 1995.

Maihofer, Andrea: Wandel und Persistenz hegemonialer Männlichkeit – aktuelle Entwicklungen, in: AG Transformation von Männlichkeiten (Hg.): Zeitdiagnose Männlichkeiten Schweiz, Zürich, Genf 2021, S. 31-54.

Rohde, Carsten: Wahrheit – Zusammenhang – Therapie. Entwicklungstendenzen autobiografischen Schreibens zu Beginn des 21. Jahrhunderts, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 46 (2021), H. 1, S. 66-108.

Scambor, Elli et al.: Men and Gender Equality: European insights, in: Men and Masculinities 17(5) (2014), S. 552-577.

Scholz, Sylka, Heilmann, Andreas (Hg.): Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München 2019.

Sloterdijk, Peter: Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik, Frankfurt a.M. 2011.

- Souriau, Étienne: Die verschiedenen Modi der Existenz. Mit einer Einleitung von Isabelle Stengers und Bruno Latour. Lüneburg [franz. 2009] 2015.
- Tholen, Toni: Familienmännlichkeit und künstlerisch-literarische Arbeit, in: Weimarer Beiträge 57 (2011), H. 2, S. 253-268.
- Tholen, Toni: Männlichkeiten in der Literatur. Konzepte und Praktiken zwischen Wandel und Beharrung. Bielefeld 2015.
- Tholen, Toni: Narrating the Modern Relation between Masculinity and Care. Perspectives on a Transdisciplinary Problem, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 43 (2018a), H. 2, S. 387-402.
- Tholen, Toni: Facetten autofiktionalen Schreibens seit den 1970er Jahren – die Automelanchographie, in: Ders., Cifre Wibrow, Patricia, Gimber, Arno (Hg.): Fakten, Fiktionen und Fact-Fictions. Hildesheim 2018b, S. 39-58.
- Tholen, Toni: Caring Masculinities? Probleme und Potenziale, in: Scholz, Sylka, Heilmann, Andreas (Hg.): Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München 2019, S. 213-224.
- Tholen, Toni: Familienmännlichkeit und Autorschaft. Zur Verschränkung von Selbst- und Fürsorge bei Karl Ove Knausgård, in: Martin Dinges (Hg.): Männlichkeiten und Care. Selbstsorge – Familiensorge – Gesellschaftssorge. Weinheim 2020, S. 50-67.
- Tholen, Toni: Männlichkeiten im Spannungsfeld von Transformation, Persistenz und Resouveränisierung, in: Hoffarth, Britta, Mentzing, Stina, Richter, Susanne (Hg.): Geschlechter – Verhältnisse – Widersprüche. Frankfurt, New York 2023, S. 21-32.
- Tholen, Toni, Lübs, Alke: Notizen zu *werk*. Notate. Hildesheim, Zürich, New York 2019.
- van de Ven, Inge: Guys and Dolls: Gender, Scale, and the Book in Elena Ferrante's Neapolitan Novels and Karl Ove Knausgård's *Min kamp*, in: Scandinavian Studies 92/3 (Fall 2020), S. 296–324.
- Woolf, Virginia: A Room of One's Own [1928]. Berlin 2019.